

Female voices in exile



جَنَاحَةُ الْمُهَاجِرَاتِ

2
1

Female voices in exile

No. 2 / June 2018

Farah al-Maghrebi	4
Rim al-Jazairi	8
Hind Mujalli	12
Nabila al-Jazairi	18
Fadwa Mahmoud	20
Hayat al-Khalidi	24
Fatima al-Abdallah	28
Fatheiya Azzam	30
Nour al-Kudsi	34
Ward Sahnawi	36

၄။	၄
၁၂။	12
၈။	8
၁၈။	18
၂၀။	20
၂၄။	24
၂၈။	28
၃၀။	30
၃၄။	34
၃၆။	36

Über Identität und Chancen der Integration

Von Farah al-Maghrebi¹

Ich bin eine arabische Muslimin und bin vor einem Jahr als Flüchtling mit meinem Mann und meinem Sohn nach Deutschland gekommen. Was mir bei Ämterbesuchen von Anfang an gefallen hat, war, dass dort auch Frauen mit Kopftuch arbeiten. Das gab mir die Hoffnung, dass auch ich in diesem Land zurechtkommen könnte und für mich zwei Träume in Erfüllung gehen könnten, die miteinander einhergehen: Dass ich einerseits ein erfülltes Familien- und Berufsleben habe und andererseits meine Prinzipien bewahren kann, zu denen für mich das Tragen des Kopftuchs gehört.

Kurz nach unserer Ankunft hörte ich einen Vortrag über das deutsche Grundgesetz, und als ich nach der Gesetzeslage in Deutschland bezüglich des Kopftuchs fragte, versicherte mir die Referentin, dass es verboten sei, jemanden wegen des Tragens eines Kopftuchs, wegen seines Glaubens oder seiner Herkunft nicht einzustellen. Sehr gefreut hat mich auch, dass das Gesetz mir das Recht gibt, zwei Jahre Mutterschaftsurlaub zu nehmen und dann an meine Arbeitsstelle zurückzukehren.

Und es freute mich zu hören, dass ich in deutschen Schwimmbädern Burkini tragen darf. Es war ein schönes Gefühl, dass ich in Deutschland so sein dürfte, wie ich nun einmal bin und wie ich immer sein wollte.

Flucht ist eine schwierige Erfahrung, aber sie hat mich einige wichtige Dinge gelehrt. Vor allem eine optimistische Einstellung und das Bewusstsein für den Wert einfacher Dinge, denen ich in meinem Land kaum Bedeutung beigemessen hatte und für die ich Gott kaum je gedankt hatte. Erst als sie mir fehlten, bemerkte ich, wie wichtig sie waren. Man sagt ja, man solle ein Glas als halb voll und nicht als halb leer betrachten und nicht auf die blicken, denen es besser als uns geht, sondern die, denen es schlechter geht. Erst dann erkennen wir, wie gütig Gott zu uns ist. Wir sollten uns nicht ärgern, denn Pessimismus löst keine Probleme. Wir müssen unser Leben so leben, wie es uns bestimmt ist. Weder sind wir machtlos, es zu verändern, noch können wir es vollständig kontrollieren. Aber wir können unsere Gefühle selbst bestimmen und positiv denken, und wir können – gerade als Muslime – unseren Glauben festigen.

Meine Botschaft an die deutsche Gesellschaft ist folgende: Zunächst haben wir dem deutschen Staat und der deutschen Bevölkerung dafür zu danken,

dass sie uns aufgenommen haben – auch wenn über den Asylantrag von mir und meiner Familie noch nicht entschieden ist, weil wir Palästinenser sind. Dennoch bekommen wir viel Unterstützung, für die wir dankbar sind. Leider gibt es aber in der deutschen Gesellschaft auch Leute, die Flüchtlinge nicht akzeptieren. Sie glauben, wir seien gekommen, um ihnen ihr Geld und das ihrer Kinder wegzunehmen. Sie denken, wir seien ungebildet und hätten in unserem Herkunftsland nichts gehabt. Und sie meinen, Muslime seien Terroristen. Neulich hielt mich eine ältere Dame an und forderte mich auf, mein Kopftuch abzulegen, denn das passe nicht zu Deutschland. Ein anderes Mal wollte ich einer alten Frau helfen, die fast gestürzt wäre, aber sie wies mich schroff ab und versuchte mich wegzustoßen. Und im Bus stand eine weitere alte Dame panisch auf, als ich mich neben sie setzte. Und ein älterer Herr forderte mich auf, aufzustehen und seiner Frau Platz zu machen. Er verhielt sich sehr provokativ, und ich war schwanger.

Diesen Menschen möchte ich sagen, dass Musliminnen mit Kopftuch ganz normale Frauen sind, nur dass sie sich entschieden haben, ihren Körper zu bedecken und andere Dinge zu tragen als deutsche Frauen. Aber sie können sich integrieren, sie achten die deutschen Gesetze und arbeiten mit Ernst und Eifer. Ob eine solche Frau nun verheiratet ist oder nicht und Kinder hat oder nicht, sie ist wie jede deutsche Frau, nur dass sie mehr erlitten hat – im Krieg oder auch aufgrund von Traditionen.

Zum anderen möchte ich die Deutschen bitten zu akzeptieren, dass ihre Sprache sehr schwer ist. Wir Fremden bemühen uns, sie zu lernen, aber wenn wir das nicht ganz schnell schaffen, dann liegt das nicht an unserer Trägheit, sondern daran, dass Deutsch eine Sprache ist, für die man Zeit braucht und zu deren Erlernen es günstiger Umstände bedarf. Leider führen Flüchtlinge, insbesondere in Sammelunterkünften, ein Leben, das von großer Unstetigkeit geprägt ist.

Meine dritte Bitte richtet sich an Politiker und Entscheidungsträger und geht darum, Flüchtlingen zu erlauben zu arbeiten, besonders wenn diese Englisch können und in der Lage wären, eine entsprechende Arbeit aufzunehmen. In diesem Fall ist es ungünstig, fehlende Deutschkenntnisse zum Hindernis zu erklären, denn man lernt dadurch, dass man arbeitet und Kontakte hat, besser Deutsch als in Schulen und Kursen. Und wenn im Ausweis zusätzlich steht, es sei nur eine „Teilzeitarbeit“ gestattet, dann erschwert das die Jobsuche sehr. Mein Mann zum Beispiel ist Computeringenieur und beherrscht Englisch, aber ihm entgingen bereits mehrere Stellenangebote wegen dieses Eintrags in seinem Ausweis. Die Vorgespräche am Telefon verliefen gut, aber man verlangte eine Ausweiskopie von ihm, und we-

gen der eingeschränkten Arbeitsgenehmigung wurde ihm jeweils abgesagt. Ein weiteres Problem besteht darin, dass das Jobcenter keine langen Praktika finanziert. Mein Mann hätte in einer großen Firma sechs Monate lang ein bezahltes Praktikum machen können, aber das Amt erlaubt nur eine Höchstdauer von sechs Wochen.

Zusammenfassend möchte ich sagen:

Wir sind nicht hier, um Deutschland auszunutzen, sondern um gemeinsame Chancen zu entwickeln. / Eine Frau mit Kopftuch ist kein Monster oder eine Terroristin, und man muss keine Angst vor ihr haben. / Besonders Geflüchtete mit Uni-Abschluss brauchen besondere Unterstützung. / Die Asylanträge von Palästinensern müssen schneller bearbeitet werden, besonders die aus Gaza.

Ich wünschte, ich könnte aufhören, zurückzublicken

Von Rim al-Jazairi¹

Mein Name ist Rim al-Jazairi, ich wurde 1968 in der östlichen Ghouta bei Damaskus geboren.

Ich war 15, als ich geheiratet habe, und ich lebte 12 Jahre lang mit meinem Mann, bis er mit nur 35 Jahren an einem Herzinfarkt starb.

Ich hatte keine Brüder, mein Vater war betagt und ich war noch jung und hatte vier Kinder, das älteste von ihnen ging in die vierte Klasse. Mein Vater wollte nicht, dass die Leute über mich oder ihn reden und überredete mich dazu, dass ich wieder bei ihm zu Hause einzog. Er war Imam einer Moschee und sehr fromm. Er erzog meine Kinder mit mir und kam, so gut er konnte, für sie auf.

Aber ich lebte nur hinter Wänden. Mein Vater erlaubte mir weder zur Arbeit noch sonst wohin zu gehen. Er tat mir leid, weil er nur nach Traditionen lebte und mir nicht erlaubte, mir Arbeit zu suchen. Aber er trug mit mir meine Last und die der Kinder.

Einige Jahre später wurde mein Vater schwer krank, und zusammen mit meiner ledigen Schwester pflegte ich ihn lange. Kurz nachdem er starb, erlitt meine Schwester eine Lähmung. Nun musste ich mich um sie kümmern. Dann bekam meine Mutter Magenkrebs und ich musste auch sie pflegen.

So verlief mein ganzes Leben. Ich pflegte meine Angehörigen, bis sie starben, außer meiner Schwester. Mit ihr zusammen kam ich nach Deutschland. Es war ganz bestimmt keine einfache Reise. Wir gingen den Weg der meisten Syrer, die nach Europa kamen: übers Mittelmeer, denn alle Länder, die im Fernsehen bekundeten, sie fühlten mit uns, ließen uns nicht einmal in ihre Botschaften hinein.

Wir gingen zuerst nach Libanon, wo wir oft sehr schlecht behandelt wurden, dann in die Türkei. Auf einem Gummiboot setzten wir nach Griechenland über, dann gingen wir zu Fuß nach Mazedonien und Serbien, um mit Zügen weiter nach Österreich zu kommen. Schließlich kamen wir vor zwei Jahren in Deutschland an.

Wenn ich zurückdenke, danke ich Gott dafür, dass ich meine Söhne noch vor dem Militärdienst habe retten können. Aber eine meiner Töchter musste ich mit ihrem Mann im Libanon zurücklassen, deshalb habe ich

ପାତା ୩୩୭

noch immer Angst um sie, so wie Mütter sich eben um ihre Kinder sorgen. Ich fühle mich hier in Deutschland seelisch nicht wohl. Ich hätte meine Kinder gern verheiratet, aber stattdessen mache ich mir nur Sorgen um sie, vor allem um meine Tochter im Libanon. Und um meine kranke Schwester, die auf mich angewiesen ist. Ich denke an meine Kinder, die als Halbwaisen aufgewachsen und nicht das fröhliche Leben hatten, das ich mir für sie gewünscht habe. Ich hoffe, dass Deutschland ihnen die Chance auf ein geregeltes Leben gibt.

Ich hoffe auch, dass ich es schaffe, Deutsch zu lernen. Das ist aber schwierig, weil mir hunderte Gedanken durch den Kopf gehen, vor allem, wenn ich an meine Angehörigen denke, die in der belagerten östlichen Ghouta zurückbleiben mussten.



Von Hind Mujalli

Mein Name ist Hind Mujalli, und ich komme aus Daraa, der Wiege der syrischen Revolution. Ich war 30 Jahre lang Englisch-Lehrerin. In Syrien hatte ich mir angewöhnt, immer wieder Neues auszuprobieren und mich mit eventuellen Konsequenzen abzufinden. Ich war unabhängig in meinen Entscheidungen und in meinem Leben und konnte mit Herausforderungen umgehen. Ich war die, die ich sein wollte, und ich erzog meine Kinder so, wie es mir richtig erschien. Nie ließ ich mir von der Gesellschaft Vorschriften machen, übernahm keine Traditionen und fügte ich mich keiner Norm. Im Jahr 2011 entschied ich mich, Teil der Revolution zu sein und mich denen aus meinem Volk anzuschließen, die nach Freiheit riefen. Mit ihnen zusammen forderte ich Würde, Demokratie und Rechtsstaatlichkeit. Und wie meine anderen Landsleute, die sich dem Aufstand angeschlossen hatten, zahlte ich dafür einen Preis.

Ich gehörte zu den ersten, die in Daraa friedliche Demonstrationen organisierten. Wir demonstrierten mit Olivenzweigen in der Hand, aber das Regime ließ auf uns schießen und uns verhaften. Ich war auch diesmal bereit, die Konsequenzen zu tragen und wurde die erste Frau, die in der Stadt, in der die syrische Revolution ihren Ausgang nahm, ins Gefängnis kam. Ich wurde in eine enge Zelle gesteckt, die kaum Platz für eine Katze bot. Es war eine Toilette, in der ein Wasserhahn unaufhörlich lief.

Als ich entlassen wurde, war ich noch entschlossener als zuvor und noch überzeugter vom Anliegen meines Volkes. Ich kümmerte mich nun zuallererst um die Anliegen der Gefangenen und verfolgte mit Freunden und Anwälten ihre Prozesse.

Meine zweite Haftzeit war noch schlimmer als die erste. Als ich auch diese überstanden hatte, folgte ein Schock auf den anderen. Der erste war, als ich erfuhr, dass meine Tochter, die Architektur studierte, ebenfalls festgenommen worden war und sogar Zeit in derselben Haftzentrale zugebracht hatte wie ich, ohne dass wir voneinander wussten. Als ich freikam, war sie noch drin. Dann kam mein Neffe ums Leben, der einzige Sohn meines Bruders, ein 24-jähriger Ingenieur. Sein einziges Vergehen hatte darin bestanden, an friedlichen Protesten in Damaskus teilgenommen zu haben. Dann wurden meine Brüder und meine Nichte festgenommen, und viele junge Männer aus meiner Stadt, die ich seit den ersten Tagen des Aufstands kennengelernt hatte, kamen zu Tode.

Trotzdem kämpfte ich weiter für die Ziele der Revolution. Ich war überzeugt, wir würden am Ende gewinnen, wenn wir einen ausreichend langen Atem hätten. Aber dann geschah etwas, was schlimmer für mich war als jede Haft und jede Gewalterfahrung. Nachdem mein jüngerer Bruder dreimal verhaftet worden war, wurde er getötet. Sein Verbrechen war, dass er den Aufständischen geholfen hatte.

Nun war für mich nichts mehr wie zuvor. Ich ertrug es kaum noch, an unser Haus zu denken oder an die Straße, in der wir gewohnt hatten, an meine Freunde und Angehörigen oder meinen Bruder, mit dem ich sein ganzes Leben geteilt hatte. Ich entschied mich, mich in Gebiete zu begeben, die nicht mehr unter Kontrolle des Regimes standen, denn selbst das Bombardement mit Flugzeugen, Raketen und Fassbomben war einfacher zu ertragen als die ständige Gefahr, verhaftet zu werden. Aber ich fand keine Möglichkeit, in eine solche Gegend zu gelangen.

In dieser Zeit verhalf ich dem Sohn einer Freundin, einem Studenten, der ebenfalls mehrfach verhaftet worden war, zum Kontakt mit einem Schlepper, damit er illegal über die Grenze nach Libanon käme und so den Fängen des Regimes entfliehen könnte. Als wir uns mit dem Schlepper trafen, entschied ich mich, den Weg des jungen Mannes mitzugehen.

Im Libanon engagierte ich mich weiter für die Revolution, indem ich Kontakt zu verschiedenen Organisationen aufnahm und so versuchte, den zivilen Vereinigungen in den Gebieten zu helfen, die außerhalb der Kontrolle des Regimes standen. Dann erfuhr ich vom Tod meiner Mutter in Syrien, und zugleich erhielt ich die Möglichkeit, über das Flüchtlingshilfswerk der Vereinten Nationen nach Deutschland zu kommen. Ich willigte ohne Zögern ein. Ich wollte nur noch weg.

Jetzt bin ich in Deutschland einen Geflüchtete – eine Zuschreibung, die mir aufgezwungen wurde. Ich hatte mir nie zuvor vorgestellt, dass ich in ein Land flüchten würde, dessen System und dessen Gesetze ich gut finde. Am liebsten wäre mir, Syrien wäre wie Deutschland: ein demokratischer Rechtsstaat für alle Bürger. Aber ich wollte nie Flüchtling in Deutschland oder in Europa sein.

Ich bin hier nicht auf Urlaub. Mich interessieren auch nicht die Schönheit der Natur oder die Feste, die die Deutschen feiern. Ich habe in meinem Land Angehörige zurückgelassen und ein Volk, das unter Schmerzen ächzt und dessen Blut in Strömen fließt, und Gefangene, die in den Gefängnissen unter Folter sterben. Ich versuche stark zu bleiben, trotz all des Schmerzes, den ich in meiner Seele trage. Ich versuche meinem Hiersein einen Sinn

የኢትዮጵያ የኩላፊነት ተቋሙ ተቋሙ ተቋሙ ተቋሙ

zu geben, um mich im Gleichgewicht zu halten. Das schaffe ich nur, wenn ich mit denen in Kontakt bleibe, die gezwungenermaßen oder freiwillig in Syrien geblieben sind.

Aber jeden Tag nagen Dutzende Fragen an mir: Wie soll ich mich integrieren? Kann ich das überhaupt, wo ich doch schon auf die sechzig zugehe? Wie lange habe ich noch zu leben? Werde ich hier sterben, und werde ich alleine sterben? Ohne Familie und Freunde um mich herum?

Ich befasse mich noch immer mit den Gefangenen des syrischen Regimes. Ich versuche, ihnen eine Stimme zu sein und ihre Namen in Erfahrung zu bringen. Wenn manche von ihnen freikommen, freue ich mich und schöpfe wieder Hoffnung. Und dies teile ich mit ihren Angehörigen, die ich über soziale Netzwerke kontaktiere. Alle hoffen, dass ihre Kinder eines Tages entlassen werden und heil zu ihnen zurückkommen.

So begrenzt meine Möglichkeiten sind, versuche ich doch, Hilfe zu leisten. Ich bin Flüchtling in einem Land, dessen Sprache ich nicht kenne, aber an dessen Gesetze ich glaube. Ich zwinge mich, mit dem Deutschlernen anzufangen, denn ich habe eine Mission. Ich lebe hier bei einem Volk, das selbst einmal Krieg erlebt, ihn überwunden und sich wieder erhoben hat. Ich will lernen, wie die Deutschen es geschafft haben, wieder neu anzufangen und einen demokratischen Staat zu errichten. Und das alles möchte ich mitnehmen nach Syrien, wenn ich eines Tages zurückgehe. Ich hoffe, das passiert so bald wie möglich.

Da, wo ich wohne, habe ich bereits Kontakt zu deutschen Vereinen, die mich mit offenen Armen empfangen haben und die mich in ihre Aktivitäten miteinbeziehen möchten.

Aber meine Fragen bleiben: Haben die Deutschen ihre Schmerzen und Wunden nach dem Krieg wirklich überwunden? Und können wir Syrer das auch schaffen?

Gerne würde ich ältere Deutsche treffen, die den Krieg und die Zerstörung selbst noch erlebt und Familienangehörige und Freunde verloren haben. Ich glaube, sie könnten unseren Schmerz, unsere Enttäuschung nachvollziehen.

Heute, da ich über meine Flucht und meine Integrationsversuche in Deutschland schreibe, erreichte mich die Nachricht, dass mein Onkel einsam und fremd in Holland gestorben ist. Genau das hatte er immer befürchtet. Die Tränen überwältigten mich, aber sie konnten mein Gefühl der Beengung nicht beseitigen. Ich wollte einfach nur so laut schreien, dass man es bis zum Himmel hört.

Die Vorstellung, weit weg von der Heimat zu sterben, kann einem allen Mut und jeden Willen nehmen, ein normales Leben im Fluchtland zu führen. Man versucht, nicht daran zu denken, aber immer wenn man vom Tod eines Flüchtlings in der Fremde hört, muss man doch daran denken. Irgendwann kommt der Tag, wo es über uns selbst in den Netzwerken heißen wird: „Sie starb fremd und einsam...“ Bei dieser Vorstellung kommt mir der Gedanke, dass das einzige, worin sich die Syrer integrieren können, Trauer und Schmerz sind.

କାନ୍ତିରେ, ଏହି ପାତାରୁ କାନ୍ତିରେ କାନ୍ତିରେ
କାନ୍ତିରେ ଏହି କାନ୍ତିରେ କାନ୍ତିରେ କାନ୍ତିରେ କାନ୍ତିରେ କାନ୍ତିରେ

Von Nabila al-Jazairi¹

Mein Name ist Nabila al-Jazairi. Ich wurde 1961 in der Ghouta bei Damaskus geboren und lebte dort mit meinem Vater, meiner Mutter und fünf Schwestern. Ich war die vierte von uns sechs Töchtern. Alle meine Schwestern haben geheiratet und eigene Familien gegründet, nur ich blieb ledig. Mein Vater war sehr religiös, aber aus meiner Sicht war er nicht fromm, sondern einfach nur streng. Er ließ uns in keine Schule außerhalb der Ghouta gehen. Meine Schwestern blieben daher nur bis zur sechsten Klasse in der Schule. Und ich selbst durfte gar nicht zur Schule.

In meiner Jugend wurde nämlich meine Mutter krank und ich musste sie pflegen. Mir fehlte dadurch ein geregeltes Leben, aber seltsamerweise war es ein Unglück, das mir wieder Gleichgewicht gab. Denn der Mann einer meiner Schwestern starb eines Tages, und daraufhin brachte mein Vater sie mit ihren Kindern zurück zu uns nach Hause. So war ich nicht mehr so einsam und wir kamen uns näher – eine Witwe und eine unverheiratet Gebliebene!

Wegen des Kriegs in Syrien kam ich mit meiner Schwester und ihren Kindern über den Libanon schließlich nach Berlin. Hier habe ich gemischte Gefühle. Ich bin froh, in Sicherheit und weit weg von den Bomben und der ständigen Todesangst zu sein, die wir in der Ghouta erleben mussten. Aber so weit weg von meinem Angehörigen zu sein, lässt mir auch keine Ruhe – gerade angesichts der aktuellen Situation in der Ghouta.

Wir haben es dort heraus geschafft, aber andere hatten diese Möglichkeit nicht. Jetzt senden sie uns jeden Tag Bilder von vor Ort. Darunter sind Bilder von der zehnjährigen Tochter meiner Schwester, der vor Angst die Haare ausgefallen sind.

Wie soll es mir gut gehen, wenn ich ihre Fotos sehe und mir klar wird, dass ich nichts für sie tun kann! Sie haben Hunger und sind krank und voller Angst. Es macht mich tieftraurig und ich finde es widersprüchlich, dass wir in Sicherheit sind und zugleich so voller Schmerz um unser Land und unsere Angehörigen. Diese Angst und Sorge machen es uns schwer, Deutsch zu lernen und ein neues Leben anzufangen.

Ich wünschte mir, der Krieg in Syrien fände ein Ende und ich könnte zurückgehen. Und wenn ich zurückgehe, werde ich nicht vergessen, dass

Deutschland uns die Türen geöffnet und uns so gut wie möglich Sicherheit gewährt hat. Aber Sicherheit allein reicht nicht. Die Menschen hier sollten auch verstehen, was der Krieg in Syrien bedeutet und wie es ist, unter Bombardement und Hunger zu leben. Wir versuchen es ihnen zu erklären.

Ein Appell

Von Fadwa Mahmoud

Ich bin Fadwa Mahmud. Ich wurde 1954 in Lattakia, Syrien, geboren und bin Mutter von zwei Kindern.

2015 kam ich nach Berlin, weil mir keine andere Wahl blieb. Ich war zwei Jahre zuvor schon nach Beirut geflohen, nachdem ich jahrzehntelang das Unrecht des Regimes ertragen hatte. Und doch bleibt Syrien mir immer Mutter und Heimat, und kein anderes Land bedeutet mir in all seinen Details so viel, trotz der vielen Schmerzen, die ich in meinem Land erduldet habe.

Seit den achtziger Jahren war ich in einer oppositionellen Partei aktiv. In einer Partei zu sein, die gegen die Politik des damaligen Präsidenten Hafiz al-Asad war, brachte mir damals zwei Jahre Haft ein, und die bittere Ironie dabei war, dass mein eigener Bruder mich festnahm, der damals Chef eines Geheimdienstbüros in Damaskus war. Meine beiden Kinder waren noch klein, Maher war neun und Aiham fünf Jahre alt.

Als ich aus der Haft kam, fragte mich Maher: „Warum hast du uns verlassen, als wir dich so dringend gebraucht haben?“ Meine Antwort war: „Ich kämpfe für euch und für Syrien, damit ihr nicht dasselbe Unrecht erdulden müsst, wie wir es erleben mussten.“ Aber das Unglück ging weiter. Im Jahr 2012 war Maher selbst dran. Er wurde zusammen mit seinem Vater, meinem Mann Abdulaziz al-Kheir, vom Regime verhaftet. Beide kamen bis heute nicht frei, und ich weiß nichts über ihren Verbleib.

Als ich in Beirut sah, wie immer mehr Freunde von mir, vor allem junge Menschen, in andere Länder aufbrachen, um Schutz zu suchen, weil ihr Land ihnen keine Lebensperspektive mehr bot und weil alle mit Verhaftung oder Tod rechnen mussten, musste ich weinen. Ach, Syrien! Du hast so viele deiner jungen Bewohner verloren, die vor Unterdrückung und Unrecht flüchten und zugleich nur davon träumen, zu dir zurückzukehren. Als ich Syrien verließ, nahm ich nur mein halbes Herz mit. Ein Teil blieb in Syrien, einen anderen Teil nahm ich mit nach Libanon und dann nach Berlin, um weiterleben zu können. In Berlin lebe ich mit meinem Sohn, aber es ist ein schmerzvolles Leben. Ich träume vom Syrien der Zukunft und vergleiche Berlin andauernd mit Syrien. Auch mein Land ist schön und verdient es, frei zu werden.

Aus meinem Exil möchte ich einen Appell an die Welt und an die Länder richten, die uns Syrer aufgenommen haben und in denen viele Bürger der

großen Zahl von Flüchtlingen überdrüssig geworden sind. In meinem Namen und im Namen aller Syrer hier möchte ich Ihnen sagen: Wir lieben unser Land, aber nicht die Tyrannie und das Unrecht, das dort geschieht. Helfen Sie uns, damit wir in unser Land zurückkehren können und es ohne Zwang und Unterdrückung wieder aufbauen können. Helfen Sie uns, die Stimmen der syrischen Mütter hörbar zu machen, die nach ihren in Gefängnissen verschwundenen Kindern rufen, von denen sie nicht einmal wissen, ob sie noch leben.

Mein Name ist Fadwa. Ich appelliere an Sie und an die Länder, die uns aufgenommen haben: Helfen Sie uns dabei, unsere Kinder zurückzubekommen und Umstände zu schaffen, die es uns ermöglichen, in unser Land zurückzukehren – das Land, von dem wir noch immer Tag und Nacht träumen.



Von Hayat al-Khalidi¹

Mein Name ist Hayat Alkhalidi. Ich wurde 1987 in Deir ez-Zor im Osten Syriens geboren und wuchs in Al-Qadam bei Damaskus auf. Einige Jahre arbeitete ich als Schneiderin, dann war ich seit meiner Heirat 2008 Hausfrau.

Vor zwei Jahren kam ich nach Deutschland. Ich hatte Syrien aus Angst um meine einzige Tochter verlassen und hoffte auf einen Neuanfang, der mich über meine Trauer und meine Verluste hinwegtrösten könnte.

Nach dem Beginn des Aufstandes in Syrien fiel eine Granate neben unser Haus. Ich war im siebten Monat mit Zwillingen schwanger. Beim Einschlag des Geschosses ergriff mich schreckliche Panik, denn ich war, wie damals alle Syrer, nicht an Explosionen und Bomben gewohnt und daran, dass der Tod einem selbst und denen, die man liebt, so nahekommt. Der Schock führte bei mir zu verfrühten Wehen. Mein Mann brachte mich ins nächstgelegene Krankenhaus, aber ich hatte bereits alles Fruchtwasser verloren.

Eine Woche lang blieben die Embryos noch in meinem Bauch, bevor ich entband. Ich nannte die beiden Jungs Rami und Ibrahim. Die Geburt war an einem Donnerstag. Am Montag darauf verstarb Rami, am Dienstag folgte ihm Ibrahim.

Wir blieben dann einen Monat lang in der Wohnung, und ich trauerte um meine beiden Kinder.

Währenddessen wurde das Bombardement immer schlimmer, so dass wir ins benachbarte Dahadil flüchteten. Aber auch dort konnten wir nicht bleiben und reisten mit meiner Familie nach Deir ez-Zor. Wenige Tage später erfuhr ich, dass eine Bombe auf unser Gebäude in Damaskus gefallen war und von den drei Stockwerken des Hauses nichts übrig geblieben war. Ich hatte die Wohnung nur mit dem verlassen, was ich am Leibe trug. Nun waren meine schönsten Erinnerungen für immer verloren.

Ich bin nicht traurig, weil ich in der Fremde lebe oder weil ich ein Flüchtling bin. Ich bin traurig, weil ich so weit weg vom Grab meiner Kinder bin, und so weit weg von meinen Angehörigen und Freunden. Trotzdem versuche ich, optimistisch zu sein und daran zu glauben, dass die Zukunft in Deutschland mir etwas Besseres bringen wird. Ich hoffe, dass meine einzige Tochter

સ્વરૂપ

in Würde leben kann, denn um ihretwillen und wegen meiner Furcht um sie habe ich Syrien verlassen. Sie ist alles, was ich habe.

Als erstes möchte ich jetzt Deutsch lernen, dann möchte ich mich behandeln lassen, um meiner Tochter einen Bruder oder eine Schwester schenken zu können. Denn nach dem Tod der Zwillinge war ich bereits zweimal schwanger und hatte beide Male eine Fehlgeburt.

Und ich würde so gerne meine Eltern wiedersehen. Ich wünsche mir, dass alle Syrer, die Sehnsucht nach ihren Angehörigen und ihren Liebsten haben, irgendwann zurückgehen können.



Meine täglichen Versuche, mich anzupassen

Von Fatima al-Abdallah¹

Mein Name ist Fatima Alabdallah, ich bin 1962 im Golan geboren. Ich war verheiratet und habe zehn Kinder, fünf Mädchen und fünf Jungen, von denen drei behindert sind. Als mein Mann vor zwei Jahren starb, wurde mein Leben beschwerlich, denn er war mir eine wichtige Stütze im Leben gewesen. Momentan lebe ich mit meinen drei behinderten Söhnen in einer Flüchtlingsunterkunft in Berlin. Wir kamen vier Monate nach dem Tod meines Mannes hier an. In Syrien lebten wir im Flüchtlingslager Khan el-Shih, denn wir sind palästinensischer Herkunft. Mit aller Kraft, die wir hatten, konnten wir uns dort ein Haus bauen, und gerade als ich dachte, nun hätte ich ein wenig Ruhe im Leben, verlor ich meinen Mann. Auf der Suche nach Sicherheit begaben wir uns dann auf die Flucht. Dazu kam, dass eine meiner Töchter vom syrischen Geheimdienst festgenommen wurde. Als sie wieder freikam, wollte ein junger Mann sie heiraten. Er wollte der Gesellschaft damit auch sagen, dass nicht jede Frau, die in Haft war, auch vergewaltigt wurde, und wenn doch, dann müsse die Gesellschaft sie in Schutz nehmen. Aber leider ging es meiner Tochter psychisch nicht gut, und sie dachte immer, ihr Mann habe sie nur aus Mitleid geheiratet und würde sie eines Tages verlassen. Als sie sich deswegen anzuzünden versuchte, ließ er sich tatsächlich von ihr scheiden. Sie hatte am ganzen Körper Brandwunden. Sie ist 32 Jahre alt und hat eine Tochter, die jetzt eineinhalb Jahre alt ist. Über Verwandte in Syrien konnten wir sie in das Gebiet um Idlib bringen lassen, wo sie zumindest vor dem Regime in Sicherheit ist, das sie womöglich ein weiteres Mal verhaftet hätte.

Aber hier in Berlin denke ich die ganze Zeit an sie und muss zugleich für ihre drei behinderten Brüder da sein, die bei mir leben. Ich gehe außerdem in einen Deutschkurs. Die Sachbearbeiterin im Jobcenter hat es abgelehnt, mir die Schule aufzuschieben, weil ich ständig für meine Kinder da sein muss. In Syrien hatten mein Mann und ich uns versprochen, im Leben füreinander da zu sein und uns zu unterstützen. Dort konnten wir auch selbst entscheiden, was wir tun. Aber hier kann ich gar nichts entscheiden, ich kann mich den Umständen nur fügen. Ich tröste mich ein wenig mit der Hoffnung, dass die deutsche Regierung mir dabei hilft, meine Tochter nachzuholen. Dann hätte ich ein bisschen weniger Sorgen.

٦١

Von Fatheiya Azzam

Mein Name ist Fathiya Azzam, ich bin 65 Jahre alt. Ich bin im Libanon im Flüchtlingslager Ain al-Helwe geboren. Meine Familie waren Flüchtlinge aus Palästina. Mit 16 Jahren siedelte ich nach Syrien über und lebte auch dort in einem Lager für Palästinenser, in Handarat bei Aleppo.

Ich bin Mutter von fünf Jungen und einem Mädchen. In Syrien war ich Hausfrau. Zuvor hatte ich nur sechs Jahre die Grundschule besucht und Arabisch, Rechnen und ein wenig Englisch gelernt.

Vor drei Jahren kam ich nach Deutschland. Als der Aufstand in Syrien begann, bin ich sofort nach Libanon gegangen, blieb dort eineinhalb Jahre und flüchtete dann in die Türkei, wo wir zwei Jahre blieben, bevor wir nach Deutschland kamen. Ich ertrug die Bombardierungen in Aleppo nicht, denn ich bin zuckerkrank. Jeden Tag musste der Arzt zu mir kommen, weil ich so viel Angst hatte und mein Blutzuckerspiegel stieg.

In Deutschland geht es mir gut. Ich bekomme die ärztliche Behandlung, die ich brauche, und vor allem geht man auf eine Weise mit mir um, die ich vorbildlich finde, obwohl ich Kopftuch trage und alt bin. Jemand wie ich würde vielleicht erwarten, dass die Deutschen ihr ablehnend gegenüberstehen, aber das habe ich nie erlebt.

Nicht die Abwesenheit von Krieg ist hier das Segensreichste, sondern dass man als Mensch geachtet wird. Seit ich hier bin, habe ich nichts Ärgerliches erlebt.

Jeden Mittwoch gehe ich in meinen Sprachkurs. Ich vergesse fast alles, was ich dort lerne, aber ich will es trotz meiner Krankheit weiter versuchen. Immer wenn ich die Schulleiterin treffe, empfängt sie mich mit einem lauten „Hallo“, lächelt mich an und umarmt mich!

Wenigstens habe ich schon gelernt, wie man auf Deutsch grüßt und ich kenne Worte wie „Ampel“, „Tafel“, „Hand“, „Geld“, „Mutter“, „Oma“ und ein paar andere. Jede Woche lerne ich im Schnitt nur ein bis zwei Wörter dazu, denn das meiste, was ich lerne, vergesse ich wieder.

Ich möchte nicht nach Syrien oder Libanon zurück, denn ich war in beiden Ländern auch nur Flüchtling. Außerdem sind alle meine Kinder in Deutschland, und ich habe jetzt einen Aufenthalt für drei Jahre.

Wenn ich an Syrien denke, bete ich zu Gott, dass der Krieg aufhören möge und dass die, die dort bleiben mussten, Frieden und Ruhe bekommen. Was mein Leben in Deutschland betrifft, wünsche ich mir nur, dass ich bald eine

၁၇၂၆ ခုနှစ်၊ ၂၀၁၀ ခုနှစ်

፩፻፲፭

Wohnung finde, um aus der Flüchtlingsunterkunft herauszukommen und etwas mehr Privatsphäre zu haben.

Ich bedanke mich noch einmal bei der deutschen Regierung, dass ich hier behandelt werde und drei Jahre hierbleiben darf.



47 Maria

Das bin ich, einfach so!

Von Nour al-Kudsi

Mein Name ist Nour, ich bin 27. Ich bin verheiratet und habe zwei Kinder. Ich liebe das Leben, auch wenn es mir bis heute keine Gelegenheit gegeben hat, eine produktive und tatkräftige Frau zu werden, wie ich es mir immer gewünscht habe.

Dass ich schon früh geheiratet und Kinder bekommen habe, bedeutete, dass ich mir nur noch vornehmen konnte, eine vorbildliche Mutter zu sein. Aber der Krieg, die Flucht, die damit verbundene Unstetigkeit und Eheprobleme hinderten mich daran, selbst diesen Traum zu verwirklichen. Er ist mittlerweile darauf zusammengeschrumpft, dass ich allein mit meinen beiden Kindern in einer Wohnung lebe.

In Syrien hatte ich mir immer gewünscht, ein kleines Geschäft aufzumachen, um etwas zu leisten und nicht nur zu konsumieren. Ich wollte, dass meine Kinder und mein Mann stolz auf mich sein können, auch wenn ich die Schule nicht zu Ende gemacht hatte. Aber auch das klappte nicht, denn ich lebte in einer Gesellschaft, in der Frauen ohne Abitur nur als Ehe- und Hausfrauen betrachtet werden. Dennoch gab ich nicht auf und überredete meinen Mann dazu, mein Abitur von zu Hause aus nachzumachen. Nach langen Debatten gab er schließlich nach und erlaubte es mir. Ich schaffte den Abschluss und lernte anschließend Friseurin und Kosmetikerin – bis der Krieg es uns unmöglich machte, in Syrien zu bleiben.

Heute danke ich Gott dafür, dass ich nicht mehr unter dem Druck der dortigen Gesellschaft stehe, auch wenn es mich traurig macht zu sehen, wie Syrien zerstört wurde. Oft frage ich mich: Hat es wirklich all dieses Todes, der Verwüstung und Vertreibung bedurft, damit wir Frauen ein wenig Freiheit bekommen? Ich bin nach Deutschland gekommen, um ein neues Leben in einer nicht patriarchal dominierten Gesellschaft zu beginnen. Am Anfang war es sehr schwierig. Ich war in einer mir fremden Umgebung, die so hochentwickelt ist, dass es verwirrend für mich war. Nach meiner Ankunft fühlte ich mich erst einmal sehr verloren.

Die Sprache war eines der größten Hindernisse, zumal ich auch kein Englisch kann. Ein paar Monate lang ließ ich mir von meiner kleinen Schwester helfen, die mir Briefe übersetzte und mit mir zum Einkaufen und zum Arzt ging. Ich bemühte mich sehr, von ihr zu lernen, denn noch immer hatte ich den Antrieb, eine produktive Frau zu werden. Außerdem spürte ich, dass sich in Deutschland viele Chancen eröffnen würden, die mir, aber auch

meinen Kindern zugutekommen könnten. Es würde mich freuen zu sehen, dass sie eine bessere Zukunft haben, und es würde mich trösten, wenn sie das verwirklichen könnten, was ich nicht geschafft habe.

କାହାର କାହାର କାହାର କାହାର କାହାର କାହାର କାହାର କାହାର କାହାର କାହାର

Ward Sahnawia¹

Mein Name ist Ward Sahnawia. Ich komme aus Syrien und lebe in Deutschland.

Ich habe Syrien unter schwierigen Umständen verlassen. Ich musste in Libanon eineinhalb Jahre ohne meinen Mann und meine Tochter verbringen, bis wir wieder vereint waren.

Seit ich vor zwei Jahren hier angekommen bin, habe ich im Kontakt mit Deutschen vieles erlebt, sei es im öffentlichen Nahverkehr, beim Einkaufen oder auf der Straße, von einem warmen Lächeln und Hilfsbereitschaft bis hin zu Grobheiten. Zweimal wurde ich von deutschen Frauen im Bus geschubst, und das hat mir jedes Mal zu denken gegeben. Ich fand aber keine Antwort auf meine Fragen, so dass ich mir manchmal wünsche, ich könnte nach Syrien zurückgehen. Wenn mir die deutsche Gesellschaft keine Gelegenheit geben will, mich so darzustellen, wie ich bin, und wenn sie die Syrer nicht kennenlernen will und uns keine Zeit gibt, damit wir zeigen können, was wir haben, dann wird die Integration sehr lange dauern. Wir Syrer sind herzlich und gebildet, wir sind keine Terroristen, sondern Kämpfer, und wir arbeiten gerne.

Und was uns Frauen aus Syrien betrifft: Viele von uns waren in der Arbeit mit den Männern gleichgestellt. Frauen bekommen in Syrien den gleichen Lohn wie Männer, wenn sie im selben Bereich arbeiten.

Als wir nach Deutschland kamen, hat der Staat uns Arbeitslosenunterstützung gezahlt, während wir Deutsch lernen und Arbeit suchen sollten. Die Sozialleistungen werden nach der Anzahl der Familienangehörigen berechnet: Vater, Mutter, Kinder. Aber fast immer landet das Geld in der Hand des Familienoberhauptes (des Mannes), weil es monatlich auf sein Konto überwiesen wird. Damit ist die syrische Frau der Gnade ihres Mannes oder Vaters ausgeliefert. Der Ehemann verfügt über das Geld und gibt seiner Frau und seinen Kindern davon nur so viel, wie er als ausreichend erachtet. Für viele Ehefrauen ist das demütigend, und sie sind ihrem Mann ausgeliefert, obwohl die Unterstützung genauso für sie gedacht ist wie für ihn. Die Frage ist, warum der Ehefrau ihr Anteil nicht von Anfang an auf ein eigenes Konto überwiesen wird, auch wenn beide zusammenleben. Der deutsche Staat könnte das von sich aus beschließen. Denn unsere Männer

ଶ୍ରୀ ପାତାଳି ୨୮ ପାତାଳି

wurden zu patriarchalem Verhalten erzogen, und viele syrische Frauen haben hier deshalb schon Schlimmes erlebt. Ehemänner verbieten ihren Frauen den Kauf von banalsten Dingen und zahlen ihnen nur ein Taschengeld wie für Kinder. Manche Frauen haben deshalb nur 50 oder 30 Euro im Monat zur Verfügung, wenn überhaupt.

Ich wünsche mir von den Verantwortlichen hier, dass sie unsere Lage verstehen. Wir Frauen unterliegen noch immer einem patriarchalen Verhalten unserer Männer, auch wenn wir hier in einer demokratischen Gesellschaft der gleichen Rechte leben. Es wäre wünschenswert, eine Lösung zu finden, die nicht unbedingt zur Scheidung oder Trennung der Ehepartner führt.



Deutsche Übersetzung
Günther Orth

Redaktion
Yasmine Merei
Anja Schmalfuß

Fotos
Firas Almasri
Eva Radünzel
Women for Common Spaces

Gestaltung
Daniel Wiesmann
Milena Soubiran
Simon Schmalhorst

Druck
Gallery Print, Berlin

Herausgeberin
Yasmine Merei,
Women for common spaces

1. Auflage Juni 2018
in Kooperation mit
Allianz Kulturstiftung

Die Pilotphase von Women for common spaces wird 2017/18 von Sasha Waltz & Guests, Education & Community getragen und vom Residenzprogramm „Artists at risk“ der Allianz Kulturstiftung ermöglicht. Kooperationspartner für das Workshop-Programm ist die Berlin Mondiale in Zusammenarbeit mit Unterkünften für Geflüchtete in Kreuzberg, Charlottenburg und Lichtenrade sowie das Radialsystem und die Akademie der Künste.

Die Veröffentlichung, Verwertung und Verwendung der Texte und Bilder ist ohne vorherige schriftliche Zustimmung von Women for common spaces und der Autorinnen urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt auch für Vervielfältigungen, Übersetzungen und die Verarbeitung mit elektronischen Systemen.

Informationen zu
zukünftigen Workshops
[www.facebook.com/
women4commonspaces](http://www.facebook.com/women4commonspaces)

أَنْتَ مُهَاجِرٌ إِلَيْنَا وَمَا
أَنْتَ بِنَصِيرٍ لِّنَاسٍ إِلَيْنَا
وَمَنْ أَنْتَ إِنْ كُنْتَ مُهَاجِرًا
أَنْتَ مُهَاجِرٌ إِلَيْنَا وَمَا
أَنْتَ بِنَصِيرٍ لِّنَاسٍ إِلَيْنَا
وَمَنْ أَنْتَ إِنْ كُنْتَ مُهَاجِرًا

for common
spaces
women
[frowm] for common
spaces

Das Projekt „Women for Common Spaces“ ist eine non-profit Initiative gegründet von der syrischen Journalistin und Menschenrechtsaktivistin Yasmine Merei mit dem Ziel, ein Netzwerk selbstbewusster, informierter, qualifizierter und engagierter Frauen im Exil aufzubauen. In arabisch-sprachigen Workshops tauschen sich die Frauen über Herausforderungen und Erfahrungen aus, sprechen über politische und gesellschaftliche Themen und verarbeiten ihre Gedanken schriftlich. Durch die Bereitstellung eines „common space“ des Zuhörens, eines Raums des Ausdrucks, in welchem die Frauen sich artikulieren und kommunikativ entfalten können, erhalten sie eine Stimme.